

Sean Arnold

Johnny 1949 – Erinnerungen an Heidelberg nach dem Krieg

Aus dem Englischen von Jakob Brüssermann und Kaltërina Latifi

Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Ich, Johnny, war acht Jahre alt, als meine Mutter (Mutti) mich kurzerhand von jener fürchterlichen Privatschule – der Belmont School, Wood Lane, Falmouth – nahm und entschied, dass ich sie nach Deutschland begleiten sollte, wo sie sich auf die Suche nach ihrer (und meiner) Familie machen und die Stadt sehen wollte, in der sie geboren war: Heidelberg, in das sie, wegen des Kriegs und ihres halbjüdischen Bluts, nicht hatte zurückkehren können.

Ich wusste von diesen Dingen natürlich nichts, jung wie ich war; ich hatte nur eine vage Vorstellung davon, dass wir den Krieg gewonnen und die verhassten Deutschen ihn verloren hatten. Ich habe blasse Erinnerungen von Gefechten auf dem Spielplatz, bei denen ich bestimmte, Andy Dell solle Hitler spielen, während ich der strahlende Held war, der ihn erschoss. Andy brach in Tränen aus, da ich darauf bestand, als der niederträchtige Bösewicht müsse er sterben.

Der Krieg war seit vier Jahren vorbei. Wir waren aus dem verschlafenen Wickwar in Gloucestershire weggezogen. Mein Vater war 1945 gestorben und es war lange her, dass man die Geräusche nächtlicher Flugzeuge hörte, dass die ganze Familie bei einem Luftangriff hastig Schutz unter der Treppe suchte, während ich, Johnny, weinte, da Mutter vergessen zu haben schien, dass ich verzweifelt nach ihr gerufen hatte, weil ich wegen der Flugzeuge über uns ins Bett gemacht hatte. Diese und andere Kriegserlebnisse waren lange vorbei.

Aber jetzt war ich auf der Reise in Feindesland. In das geschlagene und zerstörte frühere Mutterland. Wieder verstand ich aufgrund meines zarten Alters noch nicht allzu viel. Was mich betraf, fuhren wir zu Oma und „Opa“. Ich, übrigens, war das mittlere von drei Kindern, die meine Mutter geboren hatte und demnach floss deutsches Blut in meinen Adern, das dazu noch zu einem Viertel jüdisch war.

An diesem Punkt wird alles ein wenig komplizierter: Oma kannte ich bereits, denn sie durfte im Jahr zuvor, 1948, nach England kommen. Ich glaube, dies war das erste Jahr, in dem es Deutschen erlaubt war, ins Ausland zu reisen. Deutschland war ja von den Siegermächten besetzt und in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden, in die britische, amerikanische, französische und die russische. Oma und „Opa“ wohnten in der amerikanischen Besatzungszone.

„Opa“ war gar nicht mein richtiger Opa, daher steht er hier in Anführungszeichen. Er war Muttis Stiefvater. Sie sagte Vati zu ihm. Deshalb sollten wir Kinder ihn Opa nennen.

Der echte Großvater

Mein echter Großvater hieß Paul Samuely, geboren in Budapest als Sohn deutscher (Oppenheimer) und ungarischer (Samuely) Eltern, die beide jüdisch waren. Er hatte Oma geheiratet, die Sophie Tromm hieß und aus Leipzig kam. Mit ihr hatte er zwei Töchter: Irmingard und Herta und sie lebten in Heidelberg, in der Neuenheimer Landstraße 72. Herta Elisabeth Gudrun Samuely war meine Mama (Mutti). Geboren war sie 1912, zwei Jahre nach meiner Tante Army.



Die Familie Samuely um 1918. Auf dem Schoß der Mutter Herta, die spätere Mutter Sean Arnolds; auf dem Schoß des Vaters Irmingard, die Tante (Foto: Privat)

Die Mädchen besuchten Schulen in Heidelberg. 1914, als Mutti kaum zwei Jahre alt war, brach der große Krieg aus. Paul diente in den kaiserlichen Streitkräften. 1919 grassierte dann die vernichtende Spanische Grippe in Europa und raffte meinen Großvater dahin. Meine Mutter hat mir diese Dinge auch später, als ich erwachsen war, erzählt: Ihr Vater war an dieser Grippe gestorben und möglicherweise auch an Verletzungen, die er sich während der Gefechte zugezogen hatte. Es ist schwer zu sagen, welche Wirkung sein Tod auf die Familie Samuely hatte, aber sicherlich war die Trauer groß. Mutti hat mir, soweit ich mich erinnere, hierüber nichts Genaues gesagt. In all dem, was sie mir über die Familiengeschichte erzählte, gab es große Lücken. Schließlich will keine Familie, dass ihr Nachwuchs über alles im Bilde ist.

Meine Großeltern waren Leute aus dem Bürgertum. Paul war Jude, Sophie nicht: daher waren die Mädchen halbjüdisch, was vermutlich nicht auffiel, da sie voll assimiliert und überdies Christen waren (Lutheraner, nehme ich an). Mutti hat nie erwähnt, dass sie als Heranwachsende mit Antisemitismus konfrontiert gewesen sei und wie tausende andere deutsche Juden oder Halb- oder Vierteljuden lebten sie als ganz normale Mitglieder ihrer Gemeinden in ganz Deutschland. So stelle ich es mir zumindest vor. Natürlich waren die Juden nicht bei allen beliebt.

Walter Petters

Sophie Samuely, jetzt Witwe mit zwei Kindern, heiratete bald wieder, und zwar einen gutaussehenden Heidelberger Rechtsanwalt, jung und schneidig, der die Narben früherer Duelle im Gesicht trug und, glaube ich, ein guter Freund meines Großvaters Paul gewesen war. Was Walter Petters – denn so hieß er – noch heller strah-

len ließ: Er war im Krieg an der Seite des Fliegerassess Hermann Göring geflogen, über Palästina abgeschossen worden und eine Zeit lang in britischer Gefangenschaft gewesen. Infolge der damals erlittenen Verletzungen war er auf einem Ohr taub.

Walter war liebenswürdig, sprach mit leiser Stimme und, wie es in Deutschland üblich war, adoptierte er seine zwei Stieftöchter, als er Sophie, meine Großmutter, heiratete und beide nahmen seinen Namen an. So wurde aus Irmy und Herta Samuely: Irmy und Herta Petters. Walter hatte, soweit wir wissen, kein jüdisches Blut. Er umsorgte und ernährte seine neue Familie, die weiterhin in der Neuenheimer Landstraße 72 wohnte.

Die junge Irmingard und ihre Schwester, Herta Petters, waren 23 bzw. 20 Jahre alt. So wie unzähligen anderen wurde es Walter Petters wohl allzu klar, dass das Leben als Jude unter der neuen Ordnung des dritten Reichs zusehends schwieriger, wenn nicht gar gefährlich wurde. Bald wurden Kommunisten und Juden, vor allem wenn sie gesellschaftlichen oder politischen Einfluss besaßen, inhaftiert, misshandelt, sogar ermordet oder in die neu errichteten Konzentrationslager gesperrt, die zu Europas Schandmalen werden sollten, während Hitler seinen glühenden Hass verbreitete und damit den Krieg herbeiführte, der nach 1939 die gesamte zivilisierte Welt bedrohte und die Ermordung von Millionen Juden sowie den Tod ungezählter Millionen Soldaten und Zivilisten mit sich brachte.

Das Dilemma von 1933

Walter Petters musste 1933 eine Entscheidung treffen. Er sah die Zeichen der Gefahr, vielleicht hatte er sogar Hitlers unlesbares Buch „Mein Kampf“ gelesen, das der nun Reichskanzler etwa zehn Jahre zuvor nach dem gescheiterten Putschversuch im Gefängnis geschrieben hatte. Was dort geschrieben stand, ließ, was seine Absichten bezüglich der Juden anging, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Mit Hitler an der Macht war Deutschland nun eine Diktatur. Schnell wurden Gesetze eingeführt, die bisherige Freiheiten einschränkten und vor allem die Juden hunderten von Schikanen aussetzten. Für sie wurde das Leben zunehmend unerträglich. Wer konnte, floh. Noch Schlimmeres erwartend, wählten einige vor Verzweiflung den Freitod. Die Nazis nahmen ihnen ihr Geld, ihre Häuser und bald ihre Arbeitsstellen, nicht lange danach auch ihre Freiheit und zuletzt ihr Leben.

Walter Petters war, wie gesagt, Anwalt und wusste, dass er sich, wenn er weiterhin praktizieren wollte, nach den neuen Spielregeln und Gesetzen des Regimes richten musste. Vermutlich zog er in Betracht, dass er mit zwei Juden in der Familie nicht lange Anwalt bleiben konnte, auch wenn sie nicht seine Blutsverwandten waren. Etwas musste also geschehen.

Ein Entschluss wurde gefasst: Die Stieftöchter mussten Deutschland verlassen. Hier, das sah Walter deutlich, waren sie nicht sicher. Aber wie sollte dies geschehen? Und wie würde Sophie, die Mutter der jüdischen Töchter reagieren?

Wir Menschen sind seltsame Wesen: Sophie nämlich war inzwischen dem Charisma des Führers verfallen und sah nach seiner Machtergreifung nur Gutes auf Deutschland zukommen. Hatten sich die Dinge nicht verbessert? Die Arbeitslosigkeit würde bald beinahe gegen null tendieren, Straßenkriminalität war so gut wie ver-

schwunden, sah man von gelegentlichen Zwischenfällen mit den Sturmtruppen ab, und auch das würde sich mit der Zeit geben, davon war Sophie überzeugt. Andere hörte sie dasselbe sagen: Mit Deutschland ging es aufwärts, die Nazis waren eine belebende Kraft. Die ganze Nation in Uniform – es war so aufregend! Wie hätte man ihr nicht beipflichten können?

Die Sache mit den Juden war bedauerlich, aber sie würde sich legen, sie war in einem zivilisierten Land, das einen Beethoven, einen Goethe hervorgebracht hatte, nichts, worüber man sich allzu viele Sorgen machen musste. Diese weitverbreiteten Ansichten muss Sophie ihrem Mann gegenüber vorgebracht haben. Hatten sie nicht selbst jüdische Bekannte, denen sie beide freundschaftlich verbunden waren?

Hier musste Walter seiner stattlichen Ehefrau, die eine klassische Operausbildung besaß, leider widersprechen. Sie selbst hatte – so wurde stets versichert – keinen Tropfen jüdisches Blut in den Adern. Tatsächlich sollen die Tromms schottischen Ursprungs sein. „Tromm“ hängt schließlich zusammen mit englisch „drum“, vermutlich hießen sie ursprünglich Drummond, ein wohlbekannter schottischer Familienname. Walter nahm sich also seine Frau zur Brust und setzte ihr in aller Deutlichkeit auseinander, dass die Juden im Dritten Reich verdammt waren. Irmingard und Herta konnten nicht in Deutschland bleiben. Letztlich musste dies auch meine arme Großmutter einsehen.

Als ich älter wurde, erstaunte es mich immer, dass Mutti Deutschland so früh verlassen hatte. Sie ging 1933, Irmy folgte zwei Jahre später. Erstaunlich fand ich es deshalb, da die beiden nur halbjüdisch waren. Zu dieser Zeit emigrierten zumeist Volljuden, soweit sie dazu in der Lage waren. Viele blieben noch jahrelang in Deutschland. Goebbels, das so dämonische wie kümmerliche Propagandagenie, fand noch nach Kriegsbeginn als Gauleiter von Berlin Wege, sie von dort zu vertreiben, als Juden in ganz Deutschland schon in ständiger Angst und oft in Verstecken lebten.

Tatsächlich meldete die BBC im Dezember 1942 – mehr als drei Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs –, dass mehr als ein Drittel der 3 531 000 polnischen Juden ermordet worden waren. Und Polen war nur eines der besetzten Gebiete.

Wohin sollte sie gehen? Warum wählten die Eltern England und nicht Frankreich oder Holland? Mutti hatte oft von ihrer lieben holländischen Freundin Mimi gesprochen. Hätte sie nicht bei ihr und ihrer Familie unterkommen können? Viele Juden flohen in diese Länder, wenn sie Visa bekamen, aber das wurde schwieriger und schwieriger. Und als dann die Nazis die europäischen Nachbarländer eroberten, saßen die Juden natürlich in der Falle.

England, so stellte sich heraus, war nach 1940 die bessere Wahl, als Hitler den Plan einer Invasion Englands mehr oder weniger aufgab. Aber Walter und Sophie konnten davon doch 1933, nur Monate nachdem Hitler an die Macht gekommen war, noch gar nichts wissen: Warum also 1933 fliehen? Warum so früh?

Ich habe meine Mutter nie danach gefragt, als sie noch lebte und ich bin nicht sicher, ob sie eine Antwort gewusst hätte, und wenn ja, ob sie sie mir hätte geben können. Näheres hierüber weiter unten, geduldiger Leser: Zunächst will ich versuchen, einige weitere Verschlingungen dieses Rätsels aufzudröseln.

Mutti, glaube ich, hatte in Berlin ihre Ausbildung zur Fröbel-Pädagogin absolviert, war aber 1933 wieder zuhause bei den Eltern. Auch Army ging es gut, sie hatte auf absehbare Zeit einen Job als Skilehrerin in der Schweiz, war also außer Landes. Es muss erwähnt werden, dass sie, wie viele junge Menschen, der Politik nicht viel Beachtung schenkten, sondern ihre Jugend auskosteten, wie man es in diesem Alter eben tut.



Klassenfoto um 1927, wahrscheinlich am Mädchen-Realgymnasium, heute Höllderlin-Gymnasium. Herta Petters steht in der ersten Reihe als dritte von links. (Foto: Privat)

Also fielen die Eltern über Herta her – vermutlich nicht im Wortsinne, aber mein Gefühl sagt mir, dass Walter bemüht war, die Angelegenheit schnell ins Reine zu bringen. Warum? Immerhin bestand wohl keine unmittelbare Gefahr für die Mädchen. Mutti war ein typisches blondes Mädchel, sah kaum so aus, wie die Nazis sich eine Jüdin vorstellten. Army war dunkler, kam eher nach ihrem ungarischen Großvater, der nach den wenigen Fotos, die ich kenne, eher jüdisch aussah. Nochmals: warum 1933?

Eine Ahnung sagt mir, dass Walters langjährige Verbindung mit Hermann Göring, jetzt der zweite Mann im Reich, ein Grund gewesen sein könnte. Walter, wir erinnern uns, war im ersten Weltkrieg mit Göring geflogen. Der war jetzt Reichsminister ohne festen Zuständigkeitsbereich und preußischer Innenminister, ein immens mächtiger Mann, der nur noch dem Führer selbst unterstand.

Hermann Göring

Göring hatte den Ruf, loyal zu alten Fliegerkumpanen zu sein und später im Krieg, so heißt es, kamen diese Männer in Görings Hofstaat zu Reichtum und Ehren. Der Flieger Walter Petters könnte sehr wohl einer der Günstlinge gewesen sein. Tatsächlich erzählte meine Mutter mir einmal, „Opa“ sei später im Rechtsstab des Reichsministers, der bald Reichsmarschall werden sollte, beschäftigt gewesen.

Ich habe also zwei und zwei zusammengezählt und vielleicht komme ich auf fünf: Jedenfalls aber ist meine Vermutung, dass Göring Walter schon 33, wenn nicht sogar vor der Machtübernahme der Nazis, beiseite genommen und ihm gesagt hatte, er könne ihm bei seiner Karriere unter die Arme greifen. Die Gelegenheit war zu gut, um sie verstreichen zu lassen (meine Vermutung, wie gesagt). Der Haken bei der Sache: Irma und Herta.

Der fette Herrmann könnte sie gesehen haben, als sie noch klein waren und er könnte sehr wohl auch gewusst haben, dass Sophie und Walter bald nach dem Tod ihres Vaters, dem Juden Paul Samuely, geheiratet hatten. Dass er den jüdisch klingenden Namen Samuely in Petters ändern ließ, war vielleicht ein geschickter Schachzug von Walter (obwohl es in Deutschland üblich war, dass die Kinder einer Witwe den Namen des neuen Adoptivvaters annahmen). Aber egal, ob er schlau gewesen war oder nicht, sicher ist, dass er Sophie um 1920 geheiratet hatte: einige Jahre bevor es für Juden gefährlich wurde.

Da die Nazis nun an der Macht waren, versprach Walters alte Kriegskameradschaft mit Göring sich auszuzahlen und Sophie wäre bei dem Gedanken an ihren Walter in solch reputabler Anstellung beim Reichsminister höchstselbst, sicher entzückt gewesen. Warum nur musste sie zwei halbjüdische Töchter haben?! Vielleicht tröstete Walter sie an dieser Stelle mit den Londoner Freunden, die Herta sicherlich aufnehmen und ihr zu einem neuen Leben in England verhelfen konnten, wo sie in Sicherheit wäre. Um Irmingard kümmern wir uns später, fügte er vielleicht hinzu.

Andererseits könnte es auch Sophies Idee gewesen sein. Tatsächlich sprach sie hervorragend Englisch und hatte in jungen Jahren England bereist. Walter war weder dort gewesen noch sprach er Englisch. Von Kindheit an habe ich einen Namen im Kopf: Peggy Kamp, eine Deutsche, die in London lebte. Habe ich sie als Kind getroffen? Die Großeltern kannten andere jüdische und nichtjüdische Deutsche, die dorthin gegangen waren. Hier war ein Ausweg, den es zu nehmen galt, solange er offenstand. Schon jetzt waren Deutsche in Großbritannien nicht eben beliebt (wenn sie es je gewesen waren), Juden ebenso wenig.

Wie auch immer der Plan ausgeheckt worden war – Herta, noch nicht ganz zwanzig und des Englischen kaum mächtig, verließ bald ihr Heimatland und reiste nach London, das der sensiblen und oft traurigen jungen Frau als eine ungastliche Stadt erschienen sein muss. Aber trotz Heimweh und vieler Briefe, in denen sie flehte, zurückkehren zu dürfen, lebte sie sich schließlich ein und fand wechselnde Anstellungen als Kindermädchen. Aus einer floh sie mitten in der Nacht, als der Ehemann ihr an die Wäsche wollte.

Graham Alsey Arnold

Auf eine Anzeige in der Times hin, so erzählte Mutti mir, kam sie zu den Arnolds nach Wickwar, Gloucestershire, worüber eine eigene Geschichte zu erzählen wäre. Hier genüge es zu sagen, dass sie einen von ihnen heiratete und ihm drei Kinder gebar. Ich bin das mittlere.

Graham Alsey Arnold, der 46 Jahre älter war als Mutti, wollte eigentlich die Vormundschaft für Herta übernehmen, als er von ihrer misslichen Lage erfuhr, und so

sicherstellen, dass sie nicht in das Land zurückkehren musste, in dem sie mit ziemlicher Sicherheit umgebracht worden wäre. Mutti schrieb die große Neuigkeit umgehend ihrer Mutter: ein freundlicher pensionierter Geschäftsmann würde sie adoptieren. Alles würde gut! Sie konnte in England bleiben! Sophie schrieb umgehend zurück: Nein, unmöglich! Sie und Irmy waren Adoptivtöchter Walter Petters' und laut internationalem Recht konnte man nicht mehr als einmal adoptiert werden. Walter, der schließlich Anwalt war, musste es wissen. Diese Option fiel also aus. Er muss dich heiraten!, so gellte Sophie vielleicht.

Also hielt Graham Arnold um Hertas Hand an, um ihr so die britische Staatsbürgerschaft zu verschaffen. Meine Mutter zögerte. Graham, der als der Kavalier, der er war, vor ihr niederkniete, fragte noch einmal. Es ist deine einzige Chance, sagte er. Immer noch unsicher, schrieb der junge Flüchtling noch einmal an die Mutter in Heidelberg. Omas Antwort ist im Wortlaut nicht erhalten, aber die Quintessenz war: Zieh' es durch! Nach Deutschland kannst Du nicht zurück, es wird hier schlimmer und schlimmer für die Juden.

Und so kam es, dass sich das Paar am zwölften April 1935 in der Kirche St. Martin's in the Field, Trafalgar Square, London das Jawort gab. „Englischer Gutsherr vom Lande heiratet halb so alten deutschen Flüchtling“ – so stand es in der Sonntagszeitung und sorgte beim Bräutigam für gehörige Verstimmung. Schon damals war die Presse bisweilen sensationsgierig.

Walter und Sophie Petters waren jünger als ihr neuer Schwiegersohn, trotzdem waren eigentlich alle mit dieser Verbindung zufrieden. Die Frischvermählten machten auf ihrer Hochzeitsreise sogar in Deutschland Station und blieben in Heidelberg bei den Eltern. Was gäbe ich darum zu hören, was Graham zu dem sagte, was er 1935 in Nazideutschland sah! Es war das Jahr der schicksalhaften Nürnberger Gesetze; das Jahr, in dem Hitler gegen die Bestimmungen des Versaillers Vertrags die Wiederbewaffnung ankündigte; und das Jahr, in dem die Deutsche Luftwaffe offiziell gegründet wurde.

Diese Entwicklungen hätten interessanten Gesprächsstoff abgegeben für den Besuch des Brautpaars, aber irgendwie glaube ich nicht, dass sie zur Sprache kamen: Höflicher Small-Talk und Erleichterung über die Hochzeit mit solch einem freundlichen und wohlhabenden Mann müssen den Besuch bestimmt haben. Es war nicht die Zeit für unangenehme Gespräche, die überdies knapp war: Schlossbesuch, eine Dampferfahrt auf dem Neckar, die Bergbahn auf den Königsstuhl, viel deutscher Kuchen und Bier aus Maßkrügen. Graham Arnold war schließlich Braumeister und wollte bestimmt das örtliche Helle probieren. Und natürlich musste fleißig gedolmetscht werden: Graham sprach kein Deutsch, Walter kein Englisch, so dass die Frauen den Männern alles erklären mussten. Überhaupt gab Politik wohl kaum einen geeigneten Gesprächsgegenstand ab für einen freudigen Anlass wie diesen.

Welche Faszination aber darin liegen musste, zu jener furchtbaren Zeit dort zu sein. Graham sah wohl die Hakenkreuzfahnen überall von den Gebäuden wehen, Deutsche, die in Naziuniformen marschierten, Jungen von der Hitlerjugend, Mädchen mit den blonden Haaren in Zöpfen und alle gaben den Hitlergruß. Unter der Freude, zurück im Schoß der Familie zu sein, und sei es nur für kurze Zeit, muss Mutti gezittert haben, als sie sah, wie ihr Heimatland sich verändert hatte und hielt

sich wohl mehr als einmal an ihrem neuen Ehemann fest. Auch vergoss sie wohl ein paar heimliche Tränen.

Das glückliche Paar kehrte dann nach England zurück und nahm dort das Landleben auf. Herta, so heißt es, ertrug die Neugier der Dorfbewohner und den nicht unbedingt herzlichen Empfang der Familie Arnold, die wohl nicht alle das junge deutsche Mädchen umstandslos als Teil der Familie anerkannten, so gleichmütig und taktvoll, wie man es sich nur wünschen konnte.

Mein Vater, Graham, jedoch lag seiner jungen Frau zu Füßen und überhäufte sie mit Glück und Freundlichkeit, was die Reserviertheit seiner Familie mehr als aufwog. Er war – der Lieblingsonkel Graham – vor allem bei den jungen Familienmitgliedern beliebt und ein angesehenes Bürger im Dorf, wo er sonntags in der Kirche Orgel spielte.

1935 kam auch Tante Irmay, Muttis ältere Schwester, nach England. Mein Vater unterstützte sie und verschaffte ihr bald eine zeitweilige Bleibe. Später muss sie die englische Staatsbürgerschaft angenommen und in London gelebt und gearbeitet haben. Während des Krieges trug sie das Ihre bei: Unter anderem verpackte sie Fallschirme für Flieger in einer Londoner Fabrik.

1937 kam meine Schwester, Jane Herta, zur Welt. Nach einer schweren Geburt stellten die stolzen Eltern das Baby der Familie vor.

1940 wurde Mutti zum zweiten Mal schwanger; mein Vater wollte, dass sie nach Kanada gehe, wo sie sicher wäre, da ein Einmarsch der Deutschen zu jener Zeit sehr wahrscheinlich schien. Sie blieb jedoch an seiner Seite und im Januar 1941 kam ich zur Welt: Ein Kriegsbaby, ein Vierteljude noch dazu, so wurde ich in Cliff House geboren. Oft Johnny genannt, war der neue Arnold trotz des Kriegs ein fröhliches Kind, lachte und tat sich hervor, so viel er konnte.

Das jüngste Kind kam im Juli 1943 ebenfalls in Cliff House zur Welt. Mein Bruder hieß Anthony Peter, wurde aber stets nur Peter gerufen bzw. in US-amerikanischer Aussprache „Peder“, da er schon seit Langem in den Staaten lebt. Auch er war ein glückliches Kind und hatte von früh an in seinem Kinderwagen ein Dauerlächeln im Gesicht. Peter hatte dunkle, lockige Haare, im Gegensatz zu Johnny, der blond gelockt war. Der Krieg forderte von allen seinen Tribut, sogar in Wickwar. Tante Irmay kam am Wochenende zu Besuch, um den Bombenangriffen auf London zu entgehen. Auf alten Schmalfilmen sieht man deutlich, wie Graham zu jener Zeit alterte: Seine junge Frau, die drei Kinder, sechs Kriegsjahre samt Luftangriffen, Flüchtlingskinder; all dies machte sich bei ihm bemerkbar, wie auch bei meiner Mutter.

Heidelberg 1949

Der zweite Weltkrieg endete schließlich 1945 und es folgte eine relativ ruhige Zeit. Graham Halsey Arnold, der jetzt auf die Achtzig zuzuging, baute gesundheitlich ab, wurde schwach und starb noch in diesem Jahr. Er ließ die verwitwete Herta mit den drei Kindern zurück.

Zurück ins Heidelberg des Jahres 1949. Es muss in den Osterferien gewesen sein, sonst hätte man mich wohl nicht aus der Schule fortgelassen – mir jedenfalls war es recht. Ein reizendes Fotoalbum mit Aufnahmen der Reise nach Heidelberg ist lange

verloren gegangen, was mehr als schade ist. Es war wohl Frühling: In Heidelberg, der wärmsten Stadt Deutschlands, wie man sagt, blühten die Bäume.

So kurz nach dem Krieg war das Reisen umständlich und das Militär überall präsent. Zahlreiche Checkpoints und Passkontrollen bedeuteten Überwachung auf Schritt und Tritt. Mutti, erinnere ich mich, erledigte alles ruhig und mit eindrucksvoller Stimme. Endlich war sie zurück in ihrem Heimatland und trotz der Besatzungsmächte brachte sie uns schnell voran. Vermutlich spielten ihr Charme, ihr Aussehen und ihr bestimmtes Auftreten dabei eine Rolle: Meine Mutter in ihrem Element.



Sean Arnold im Alter von 12 Jahren, 1953 (Foto: Privat)

Als wir in Mannheim ankamen, sah ich, dass der Bahnhof bis zur Unkenntlichkeit zerbombt worden war. Nur ein Gleis und ein Bahnsteig waren für den Zugverkehr geöffnet. Überall lagen noch vier Jahre nach Kriegsende die Zeichen der Zerstörung herum, rostige, verbogene Eisenträger, kaputte Lokomotiven, die umgekippt auf der Seite lagen und absurderweise noch Dampf aus ihren Innereien bliesen. Auf dem Bahnsteig sah ich zum ersten Mal wirklich die Deutschen: zuerst Bahnarbeiter, die seltsam geformte Holzgeräte in der Hand hielten, die oben abgerundet waren, vermutlich, um damit den Lokführern Signale zu geben. Rauch, Lärm, Pfeifen, deutsche Laute. Dann sah ich Kinder wie mich, aber in Lederhosen und langen weißen Socken, die jedem etwas anzudrehen oder abzuhandeln versuchten. Es war ein furchtbarer Anblick und ich fühlte mich ihnen überlegen.

Der Zug konnte sich nicht entscheiden, ob er abfahren oder im Bahnhof bleiben wollte und blieb eine Ewigkeit lang stehen. Ich hatte beste Sicht auf alles, was vor dem Fenster geschah. Die Deutschen hatten alle denselben niedergeschlagenen Ausdruck im Gesicht. Obwohl ich erst acht Jahre war, merkte ich es. Später wurde mir klar, dass auch Selbstmitleid in ihre Mienen gemischt war. Ihre Kleidung, ihre Art, sich zu bewegen, alles verriet die Niederlage. Wir hatten den Krieg definitiv gewonnen, dessen war ich sicher.

Auf einmal erregte ein dunkelgrüner Lastwagen der US-Armee mit einem großen Stern auf der Tür meine Aufmerksamkeit. Mein Puls raste. Die Deutschen fuhren seltsam aussehende alte Autos und jämmerliche dreirädrige Lastwagen in trüben Farben, wenn sie nicht überhaupt nur Karren hinter sich herzogen. Dies war etwas anderes: ein Studebaker! Ein Ford Sedan! Und in welch fröhlichen Farben, sogar in Gelb.

Die amerikanische Besatzungszone! Zwischen all den bunt gemischten Gefährten sah ich Trambahnen mit zwei oder drei angehängten Wagen, die sich weder um den sonstigen Verkehr noch um Fußgänger zu kümmern schienen. Die Gleise, schimmernd wie dahinfließende Eisenströme, waren leicht überquert und Johnny wurde immer aufgeregter: Amerikanische Autos und Lastwagen, viel moderner als bei uns in England, wie ich sie bisher nur im Kino gesehen hatte – hier waren sie echt! Amerikanische Soldaten, Fahrzeuge, Jeeps, Transporter mit Zwillingrädern hinten und doppelter Bereifung. Und es würde noch besser werden, da war ich sicher. Schau, Mutti, schau! Ich bebte vor Erregung, mittlerweile nah an der Hysterie – umsonst jedoch, da die Mutter kaum aufsah.

Verständlicherweise war sie in Gedanken woanders. Denn auf einmal waren wir da: der Heidelberger Hauptbahnhof. Mühsam kletterten wir aus dem Wagen auf den niedrigen Bahnsteig, der ungefähr so hoch war wie bei uns die Gehwege. Durch den Dampf und das Pfeifen, durch den Lärm und die neuen Gerüche, die mir in die Nase stiegen, hielt Mutti nach bekannten Gesichtern Ausschau.

Und da waren sie. Geisterhaft erschienen aus dem Rauch und dem Lärm des Zuges vier Gestalten. Da war Oma und da neben ihr musste „Opa“ sein, zwei ältere Damen waren bei ihnen, alle in ihren besten Mänteln und Hüten, um Herta und ihren Sohn aus England zu begrüßen. Mutti warf sich ihnen in die Arme.

Ohne Vorwarnung wurde ich an eine fremde Brust gedrückt, eingehüllt in den Geruch von Mottenkugeln, von Pelzkragen gekitzelt, umarmt, geküsst und bestürmt von den lauten Stimmen und tränenerstickten Ausrufen der neuen Verwandten. Ich kriegte kaum Luft. Oma rief voll Freude: „Das ist Tante Leni! Und das Tante Margarete.“ Küsse und Umarmungen auf ein Neues – Hilfe!

Außerhalb des Gewühls, wartend, dass er an die Reihe komme, stand der einzige, der nicht außer sich war, den ich in den folgenden Tagen kennen und mögen lernte: Die Rede ist natürlich von Walter Petters, der berühmte Stiefvater. Dies war also „Opa“, der, als er den kleinen Jungen so hilflos in den Fängen überschäumender weiblicher Freude sah, die Gruppe schnell zu einem Taxi geleitete. Danke für die Rettung, Opa! Alle ließen sich los und kletterten an Bord.

Granny

Wir fuhren über die Neue Brücke zur Neuenheimer Landstraße. Aus dem Fenster sah ich blau-weiße Straßenbahnen, US-Lastwagen und jede Art Gefährt vorbeiflitzen. Unter mir der Neckar, der voll war von Lastkähnen, beladen oder leer, dazu kleine Boote, die Leute von hüben nach drüben beförderten. Alles war so aufregend.

Als nächstes erinnere ich mich an den schwarz-weiß gekachelten Boden vor Omas und Opas Wohnungstür in der Neuenheimer Landstraße 72. Wir mussten vorher steile Treppen gestiegen sein, die von der Straße und einem großen Eisentor hier hinaufführten. Der Eingang des großen Hauses, dessen Front auf den Neckar sah, befand sich an der Seite. Damals bewohnten die Großeltern nur ein Stockwerk, obwohl ihnen ehemals das ganze Haus gehört hatte. Unter Hitler waren alle gezwungen worden, in kleineren Wohnungen zu leben und dies blieb nach dem Krieg so. Die anderen Bewohner des Hauses bekam ich nicht zu Gesicht.

Jahre später erzählte Mutti mir, dass die Amerikaner alle großen Anwesen und die besten Häuser am Flussufer und sonst wo für ihre Führungsriege beschlagnahmt hatten und dass eines Tages, kurz nach Kriegsende, als die amerikanischen Besatzungskräfte bereits in der Stadt waren, zwei junge Offiziere, ein Brite und ein Amerikaner, bei Oma aufgekreuzt waren und Papiere vorzeigten, die sie autorisierten, die Wohnung zu übernehmen. Sie schien auf sie gewartet zu haben, ließ sie ein und bewirtete sie mit Tee und Kaffee, den sie aus ihrem besten Porzellan servierte, gekauft 1912 bei Harrod's in London.

In ihrem makellosen Englisch erklärte Sophie den jungen Offizieren, sie sei schon immer auf ihrer Seite gewesen und habe darüber hinaus zwei Töchter und drei Enkelkinder in England. Ihre Gastfreundschaft bezauberte die zwei jungen Sieger und Besatzer. Sie erkannten eine Verbündete in ihr und zerrissen die Requisitionspapiere: Sophie Petters, vormals glühende Anhängerin Hitlers, deren Ehemann ein ehemaliger Anwalt im Stab Hermann Görings war und zu der Zeit immer noch vermisst wurde, durfte ihr Heim behalten.

Diese Dreistigkeit zog ihr vermutlich den Zorn anderer Hausbesitzer zu, für die es weniger glimpflich abgelaufen war. Aber Oma ließ sich nie unterkriegen und ihr Mezzosopran zusammen mit ihrer imposanten Erscheinung erledigte Kellner, die es beim Service nur an einer Kleinigkeit fehlen ließen, mit einem Laut oder Blick. Zwei noch grüne Besatzungsoffiziere waren leichtes Spiel für sie.

Neuenheimer Landstraße 72

Hier eine Kostprobe von der Wohnung der Großeltern: Ich mochte sie sofort, trotz ihrer Enge und der schweren teutonischen Holzmöbel. Es gab einen runden Esstisch mit einer fransigen Chenilledecke, die sich gut anfühlte, einen Balkon auf die Straße vor dem Haus und den Fluss und wenn man sich ein wenig hinauslehnte, sah man sogar das Schloss: die herrliche alte Ruine, die wir bald erkunden würden.

An der Rückseite der Wohnung, beim Schlafzimmer der Großeltern, stand ein Metalltor, wie man es in alten Aufzügen sieht, das dort offensichtlich als Sicherung angebracht war. Geöffnet, gab es eine Glastür frei, die zu einem in Stufen angelegten Garten führte. Pfade wanden sich seine Steigung hinauf, dazwischen standen seltsame Pflanzen, die ich nie zuvor gesehen hatte. Es gab keinen Rasen, wie wir ihn kannten.

Kurz nach unserer Ankunft hieß Oma uns an dem runden Tisch auf der Terrasse niedersitzen. Aufgeregt warteten wir, dass Anna, das Hausmädchen, Tee und Kuchen und Saft für mich brächte – sehr gemütlich! „Opa“ rauchte eine Zigarre in ei-

ner Spitze. Ab und zu sprach er leise in seiner Sprache und häufig lächelte er mich freundlich an. Ich fühlte mich sehr zu ihm hingezogen. Er hatte einen wundervoll geformten Kopf mit weißem, dünner werdendem Haar, zottigen Augenbrauen und trug gewöhnlich eine Fliege. Manchmal trug er komische Hosen, „knickerbocker“, wie wir sie nennen.

„Opa“ schien äußerst elegant, obwohl seine Kleider abgetragen waren. Ihn umgab eine Aura des Geheimnisvollen, vor allem da er kein Wort Englisch sprach. Die von einem Duell herrührende Narbe in Form eines Fragezeichens, das sich vom Mund abwärts wölbte, trug ebenfalls dazu bei. Diese Narbe hatte er aus Studententagen an der Universität Heidelberg. Ich erinnere mich, dass man mir einige Fotos seiner Verwundung zeigte, die er den studentischen Gebräuchen jener Tage verdankte. Er war übrigens in den letzten Monaten des Krieges verschwunden. Er kehrte erst 1946 nach Heidelberg zurück, gekleidet wie ein Hilfsarbeiter auf einem Bauernhof. Da ich erst spät von dieser Angelegenheit erfahren habe, konnte ich von Mutti keine weiteren Informationen über diese Zeit einholen. Wie es aussieht, war auch sie nicht weiter eingeweiht worden.

Granny, das erinnere ich sehr gut, war oft schwarz gekleidet und hatte die Statur einer Operndiva. Sie hatte dunkelbraunes, nicht graues Haar, und immer trug sie einen Knoten, außerdem verließ sie das Haus niemals, ohne einen Hut aufzusetzen. Ihre Goldkronen blitzten auf, wenn sie lachte. Sie war liebenswürdig und kochte allerlei gutes Essen für uns. Ich erinnere mich an den leckeren Pflaumenkuchen mit „cream“. Und dann den durstlöschenden Apfelsaft!

Wir machten auch Flussfahrten bis nach Neckargemünd, fuhren dann unter der Alten Brücke hindurch; diese hatten die Nazis gesprengt, um die voranschreitenden Amerikaner zu stoppen. Sie war erst kürzlich wiederaufgebaut worden, wenn ich das richtig erinnere. Man konnte nun, im Kontrast zur alten, die neue gewölbte Backsteinarchitektur erkennen. Auch das Schloss war unglaublich aufregend, dann die Geschichte von Perkeo und dem Großen Fass natürlich. Es heißt, dass Perkeo, obwohl er all das darin enthaltene Bier gänzlich ausgetrunken hatte, weiterhin auf beiden Füßen stehen konnte.

Wir gingen mit der Seilbahn zum Königsstuhl. Die Aussicht auf Heidelberg, wenn wir dann mit dem Wagen wieder zurückfahren, war atemberaubend. Granny und Grandpa waren bestimmt erschöpft von meiner nicht endenden Fragerei, meinen vielen Wünschen, sie ließen es sich aber nicht anmerken. Sie waren einfach glücklich darüber, dass sie ihr Enkelkind und seine Mutti nach mehr als zehn Jahren wieder bei sich haben konnten.

Auch erinnere ich mich an Anna, das Dienstmädchen, das uns am ersten Tag begrüßte. Sie musste immerzu lachen, insbesondere dann, wenn sie mich sah! Vielleicht drückte sie nur ihre Freude aus, jedenfalls sprach sie kein Wort Englisch. Ich frage mich, ob sie all die Kriegsjahre bei Sophie geblieben war. Wahrscheinlich ja.

Anna eilte von der Küche ins Esszimmer mit Tellern und stürmischem Gelächter. Es war sehr lustig, wenn auch etwas ablenkend. Ich sehe ihr kicherndes Gesicht heute noch vor mir. Uns besuchte auch Dorle, Grandpas Nichte, deren Augen sehr nah aneinander lagen und die erstaunlich dunkles Haar hatte. Sie hatte eine eher hervorstehende Nase. Auch sie kicherte viel, und sie war ungefähr 18 Jahre alt. Sie

sprach kein Englisch, ebenso wenig ihre Mutter. Dafür brachten sie mir viele Geschenke mit!

Mutti hatte Dorle zuletzt als Kind erlebt, damals bei ihrer letzten Deutschlandreise 1938, als sie ihre jüdische Großmutter in Berlin besuchte und auch in Heidelberg der Familie einen Besuch abstattete. Ein sehr gewagtes Vorhaben. Graham wollte nicht, dass sie alleine nach Deutschland reiste, der Krieg konnte ja jederzeit ausbrechen. Herta aber befürchtete, sie würde ihre immer älter werdende Großmutter nicht mehr sehen. Die alleinlebende Witwe Anna (so ihr Name) sollte die NS-Gewalt am eigenen Leibe erfahren.

Als Mutti damals von Berlin aus den Zug nach Hamburg nahm, um dort eine Fähre nach England zu erwischen, kam sie mit einem, wie sie betonte, charmanten jungen Mann ins Gespräch. Als sie in Hamburg ankamen, packte sie dieser dezidiert am Arm; er hätte da noch einige Fragen. Ein Mann von der Gestapo! Mehrere Stunden lang wurde sie verhört. Warum hatte sie einen britischen Pass, obwohl sie ja offenbar eine Deutsche war? So ging das stundenlang und die Stimmung war ziemlich aufgeheizt, Mutti konnte sich nur noch helfen, indem sie nach der Britischen Botschaft verlangte.

Während dieser Zeit war es üblich, dass Spione in das Reich eingeschleust wurden; die Deutschen dachten wohl, Herta sei zu diesem Zweck in Deutschland auf Reisen gewesen. Sie ließ nicht durchblicken, dass sie jüdisch war, aber auch wenn, die Gestapo hätte sie so oder so nicht anrühren dürfen. Sie forderte ihren Pass und ihre Fahrkarten zurück. Und in der Tat, da der Deutschen Machtbefugnis hier endete, ließen sie sie gehen. Am späteren Abend erhielt sie dann von dem jungen Offizier der Gestapo, der sie verhaftet hatte, eine Einladung zum Abendessen.

Jahre später, als wir den Film „Holocaust“ in Berlin filmten (ich, der Schauspieler geworden war, spielte einen NS-Offizier), erzählte ich diese Geschichte einer Schauspielerin, die die Mutter eines angeblich jüdischen Mädchens verkörperte (übrigens gespielt von einer sehr jungen Meryl Streep). Sie wollte wissen, ob Mutti die Einladung angenommen hatte. Ich glaube ja. Aber die Erinnerung kann einem Streiche spielen. Wie es auch immer war, ich kann meinen armen Daddy Arnold gut verstehen, der zuhause wartete und voller Sorgen war. Anna, Muttis Großmutter, hatte Glück und konnte 1939, bevor die Kriegshandlungen begannen, nach Bern flüchten.

Die ganze Arnold Familie machte 1950, als wir auf dem Weg in die Schweiz waren, einen Abstecher nach Heidelberg. Ich erinnere mich aber nicht mehr an diesen kurzen Besuch. Auch 1951 waren wir dort, das Jahr, als meine Mutter unklugerweise erneut heiratete. Zu dieser Zeit sah ich Tante Irmay sehr oft. Sie hatte mich aus England gelockt, damit ich bei der Heirat meiner Mutter in Falmouth nicht dabei war. Zuerst gingen wir beide zusammen an den Bodensee, später dann mit der gesamten Familie nach Heidelberg.

Als wir in Falmouth lebten, kamen uns die Großeltern in Nr. 6, Sea View Road besuchen; ein fürchterliches Zweifamilienhaus mit einer phantastischen Aussicht auf das Meer. Mit Großvater ging ich an den Gyllingvase Strand schwimmen. Er trug einen altmodischen einteiligen Badeanzug mit Schwimmkappe! Ich trug draufgängerische Shorts, bien sûr. Ansonsten erinnere ich mich nicht an sehr viel während ihres Besuchs, leider. Mutti hat mir Jahre später erzählt, dass ihre Mutter, als sie

nach Falmouth kam, von ihr verlangte, sie, Mutti, solle die Möbel im Haus nach dem Geschmack Großmutter umstellen. Wie absurd.

Großmutter hatte sich auch zur Gewohnheit gemacht, mir nichts dir nichts Komponisten und Forscher nach Falmouth zu schicken. Wolfgang Fortner, der bekannte Heidelberger Komponist und Dirigent war unter ihnen, ebenso saßen mit uns am Esstisch auch Vater und Tochter, die mit dem Segelschiff Thor Heyerdahl die Welt umsegeln wollten. Sie ertranken bei den Azoren.

Der Besuch 1953

1953 war ich zwölf Jahre alt und „erstaunlich weit für mein Alter“. Ich rauchte Players Zigaretten, die ich aus Muttis Zigaretenschachtel hatte mitgehen lassen; ich gelte mir das Haar nach hinten, trug Jeans, die man mir aus Kanada geschickt hatte, ein rotes T-Shirt, und war stolzer Besitzer eines roten, chromblitzenden Raleigh-Fahrrads. Ich war ein coming man. Ich wurde sogar zum Aufsichtsschüler ernannt. Die Freude darüber währte aber kurz; mir wurde das „Abzeichen“ entzogen, weil ich mich angeblich wie ein Rotzbengel verhalten haben soll – das stimmte nicht, hart bestraft wurde ich trotzdem. In den trostlosen 1950er Jahren entschieden die Unterdrücker zwangsläufig über die Gerechtigkeit, für gewöhnlich waren das die Eltern, der Schulleiter oder einige ältere Fieslinge in der Schule.

Der aufkommende Narzissmus in mir half mir, mich an all das zu gewöhnen; in Tagträumen malte ich mir ein Leben aus, das geprägt war von amerikanischen Straßenkreuzern, vor allem aber von Piraten und Cowboys. Ich war im Besitz, das muss hier erwähnt werden, eines Dreispitzes, eines unwiderstehlichen Entermessers, von Siebenmeilenstiefeln (alte nach unten gerollte Wellingtons, also Gummistiefel), und wenn ich die Gegend durchstreifte, hatte ich stets einen sechsschüssigen Revolver inkl. Pistolenhalter bei mir und einen Stetsonhut an, der selbst einen Tom Mix (fragen Sie ihre Suchmaschine, wenn Sie ihn nicht kennen) neidisch hätte machen müssen. Ich wurde in der Beacon Park Road, wo wir neu hingezogen waren, zu einem großen Star. Nur schien dies niemanden im zerbombten und sterbenslangweiligen Plymouth zu interessieren.

In dieser geistlosen und düsteren Stadt lebten wir nun, weil der Stiefvater eine Arbeit brauchte. Peter, mein jüngerer Bruder, und ich wurden ins Internat geschickt. Diese sogenannten Lernakademien waren dünn gesät – und Mutti weinte jedes Mal, wenn wir bei Semesteranfang in dieses Drecksloch von Schule zurückkehren mussten.

Aber Rettung kam von Seiten der Großeltern. Ich durfte meine Sommerferien 1953 bei ihnen in Heidelberg verbringen. Gab es etwas Aufregenderes? Ich war ganz besessen von all den US-Lastwagen, den Autos im Überfluss und allem, was amerikanisch war. Nun gut, Piraten waren zwar nicht Amerikaner. Sie waren aber die Ausnahme.

Ich muss alleine nach Deutschland geflogen sein, ich kann mich nicht erinnern. Ich kam jedenfalls gut an und wurde sehr herzlich von meiner Großmutter und meinem „Opa“ empfangen. Sie hatten einiges zu meiner Unterhaltung organisiert. Etwa war da Herr Passmann, der mir seine große Briefmarkensammlung zeigte, in seinem

Haus oben am Hügel, dann die deutschen Kinder, die in meinem Alter waren, mit denen ich spielen konnte. Ich musste damals immer meine Schulweste tragen und die graue kurze Hose, wenn wir Freunde der Familie besuchten. Ansonsten trug ich aber Jeans und T-Shirt. Zwar trugen die deutschen Jungs, die gerne die Amerikaner nachahmten, auch Jeans und Shirt, oft aber auch Lederhosen und weiße Socken bis zu ihren Knien!

Das Parteiabzeichen

Auch erinnere ich sehr gut, wie ich mit „Opa“ auf einer Bank oben am Philosophenweg saß, und wie wir leise zwischen den Bäumen hindurchschauend auf den unten fließenden Neckar blickten. Mit Philosophie hatte ich natürlich nichts am Hut, welcher Cowboy-Star, welcher Pirat hätte auch Nietzsche oder Hegel oder schlimmer: Heidegger gelesen?

Heute frage ich mich natürlich, worüber der liebe Walter wohl damals, als er neben mir saß, gegrübelt haben mochte. Vielleicht dachte er an seine Vergangenheit. An seine Zeit, als er als Pilot im Ersten Weltkrieg gegen die Briten kämpfte. Und hier saß nun ein kleiner englischer Junge neben ihm, das Kind eines vorherigen Feindes. Welche Gedanken schwirrten in seinem Kopf und ließen ihm die Stirn runzeln? Oder verfluchte er die schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit, da er als Major Walter Petters den gleichen Feind bekämpfte? Bei Ausbruch des Krieges hatte er, wie andere Veteranen auch, einen Einberufungsbescheid erhalten und war der Luftwaffe beigetreten.

Reichsminister Göring benötigte kluge Köpfe, daher wurde Landgerichtsrat Dr. Walter Petters in das Reichsluftfahrtministerium in der Wilhelmstraße einberufen, wo er, soweit ich weiß, zusammen mit anderen NS-Juristen während der gesamten Kriegsdauer verblieb. War Walter also der Partei beigetreten? Wie sehr identifizierte er sich mit der NS-Ideologie? Quälende Fragen. Zwar weiß ich, dass Sophie den „Führer“ sehr verehrte, aber niemals hörte ich damals jemanden sagen, dass der liebevolle, sanft lächelnde „Opa“ ihm verfallen gewesen sei. Klar ist, dass er wohl oder übel der Partei beigetreten sein muss, arbeitete er doch unmittelbar für den Reichsminister – das Leben wäre sonst um einiges schwieriger gewesen für ihn.

Unter den Auspizien der Selbstgleichschaltung wurden alle praktizierenden Juristen in NS-Rechtswahrerbünde aufgeteilt, die sogenannten Ehrengerichte (was für ein Name für eine Institution des Dritten Reichs!), und man stattete sie mit großer Disziplinargewalt aus. Walter konnte, da wo er war, dem allem sicherlich nicht entfliehen. „Grandpa“ war gut darin, sich anzupassen und sich nichts anmerken zu lassen. Aber all diese Gräueltaten, die er über die Jahre hat mitbekommen müssen, können ihn, ein Mann des Gewissens, nicht kalt gelassen haben. Es muss ihm schmerzlich gefallen sein, sich selbst zu ertragen. Welche Art von Geschäft er mit seinen früheren Fliegerkumpanen eingegangen war, dem wohl berühmtesten Architekt des NS-Grauens, leider, man weiß es nicht.

Wer weiß, vielleicht hat „Opa“ aber damals, wie er da so neben mir saß, über die Ewigkeit nachgedacht, über die metaphysische Suche nach Gut und Böse, nach

der göttlichen Wahrheit und Gott selbst? Ich weiß es nicht. „Grandpa“ prägte mir ein, später ein guter Mensch zu sein, ehrenhaft und tiefgründig. Wie tief hatte ihn aber diese Schreckenszeit in seinem Land getroffen? War also Walter ein verdorbener Mensch, und unfähig, ja gar unwillig vielleicht, sich gegen all das Leiden zu erheben, das seine Heimat ab 1933 befallen sollte? Walter konnte von der Niederlage und der Demütigung nach 1918 nicht unberührt geblieben sein, insbesondere nachdem er vom Schlachtfeld als freigelassener Kriegsgefangener zurückgekehrt war und sah, wie das Vaterland in seinem Streben zur Weltmacht versagt hatte, stattdessen nun den siegreichen Alliierten ausgeliefert war.

Ich kann mir nur zu gut vorstellen, wie deprimiert Walter gewesen sein muss. Es ist nicht abwegig, dass er, als er in sein besiegtes Heimatland zurückkehrte, dort oben am Philosophenweg auf der Bank saß und bedrückt über all dies nachdachte. Aber zur rechten Zeit muss dann ein unerwartetes Zeichen gekommen sein, und er griff, wahrscheinlich ohne groß zu zögern, nach der zeichengebenden Hand des ehemaligen Befehlshabers des Richthofen-Geschwaders. Dabei handelte es sich um niemanden andern als seinen alten Kumpel und ehemaligen Hauptmann Hermann Göring, nun zweiter Mann im Dritten Reich, der hinterhältige Pläne schmiedete und bereits beachtliche Macht erlangt hatte. Walter, der glaubte, das Schicksal meine es gut mit ihm, biss an und schloss sich Göring an. Alle Gedanken an die erlittene Niederlage lagen nun hinter ihm. Egal was geschehen würde, zumindest würde er seine alten Fliegerkumpanen wiedersehen!

Walter muss den alten Schlawiner Hermann gemocht haben, auch wenn er von seiner Morphiumabhängigkeit, seiner enormen Gier nach Reichtum und Macht, die ihn korrumpierte, etwas mitbekommen haben musste. Kann natürlich sein, dass Walter wegen seiner partiellen Schwerhörigkeit diese Geschichten nicht richtig verstanden hat; wichtig noch, er hatte scharfsinnig erkannt, dass Göring seine Erfahrung als Jurist benötigte. Hier tauchen wieder die gleichen Fragen auf: der Partei beitreten? Sehr wahrscheinlich lautete die Antwort: ja.

Leider habe ich keine Daten zur Verfügung, und man weiß nicht, was „Grandpa“ zwischen 1933 und dem Ende der NS-Herrschaft getrieben hat. Nichts, das ich über Walters Leben in diesen Jahren hier mitteilen könnte. Und selbst der Rest seines Lebens war bedeckt von einem geheimnisvollen Schleier (soweit dies meine Familie betraf). Wie es scheint, wird sich dies auch nicht ändern. Wenn es nur irgendwelche Hinweise gäbe. Ich kann nur mutmaßen.

Eine kleine mögliche Spur gibt es. 1953, ich war in Heidelberg zu Besuch. Ein heißer Nachmittag an der Neuenheimer Landstraße, nachdem wir zu Mittag gegessen hatten. Nun, dass das hier nicht untergeht, alles, was ich in den vorherigen Absätzen an Vermutungen geäußert habe, sind eben genau das: Vermutungen. 1953, ich war zwölf Jahre alt und hatte keine Ahnung von NS-Großeltern an der Neuenheimer Landstraße. Das ist ziemlich klar, natürlich.

An diesem Nachmittag war ich alleine in meinem Zimmer, ich sollte nach dem Mittagessen einen Mittagsschlaf halten. Ich aber schlich mich auf Zehenspitzen an den Großeltern vorbei, die in ihren Betten lagen, schwarze Schlafbrillen trugen und ihr Nachmittagsschläfchen hielten. Mir hatte man gesagt, ich solle so leise sein wie die sprichwörtliche Kirchenmaus. Ich wäre viel lieber draußen am Neckarufer her-

umgerannt. Aber in meinem Zimmer sollte ich bleiben – und zwar bis zur „tea time“!

Es war ziemlich stickig im Zimmer. Ich stand auf, zog die schweren Vorhänge auf und vor mir lag ein kleines mit gewaltigen Möbelstücken eingerichtetes Arbeitszimmer. Dort stand Walters Schreibtisch. Ich näherte mich, setzte mich an den Tisch – der gleich neben dem Klavier stand. Bei solchen beengten Platzverhältnissen haben wir Engländer ein Sprichwort: „no room to swing a cat“. Zugegeben, ich konnte nicht widerstehen und öffnete eine Schublade. Ich wollte wissen, was sich darin befand. Mir schlug das Herz bis zum Halse vor lauter Schuldgefühlen. Was, wenn jemand die Tür öffnen und mich auf frischer Tat ertappen würde? Ich wäre natürlich in der Klemme gewesen.

Meine kleinen Finger fanden Stifte, Zigarrenspitzen, Münzen, viel Krimskrams – und dann hob ich etwas auf, das aussah wie ein Knopf. Ich hielt es gegen das Licht. Ein Abzeichen der NSDAP! Kein Zweifel. Schwarz und rot, wie ich mich erinnere, mit der Swastika in der Mitte. Damals war das für mich allerdings nicht mehr als ein kurioser Gegenstand, und mit zwölf war mir der Gedanke, „Grandpa“ könne ein Nazi sein, sehr fremd.

Ich hatte meine Mutter das Wort sagen hören, was es bedeutete, hatte ich nicht verstanden. Mein Interesse war nicht groß, ich fragte auch nicht nach. Ich spürte aber, dass es eines war, das Kinder nichts anging und worüber man auch nicht weiter nachfragen sollte. Oder imaginiere ich das jetzt nur? Ich muss das Abzeichen zurückgelegt und es mit keinem Wort erwähnt haben. Ich war froh darüber, dass man mich nicht dabei erwischt hatte, wie ich in anderer Eigentum schnüffelte.

An einem anderen Tag, als ich mit „Grandpa“ am Neckar entlang spazierte, hielt er kurz an und sprach mit einem gewissen Herrn Stein, einem einbeinigen ehemaligen Luftwaffen-Piloten, der sich mehr schlecht als recht seinen Lebensunterhalt verdiente, indem er den gelegentlichen vorbeilaufenden Passanten Pedalboote vermietete. Ich wurde vorgestellt und Herr Stein, der beispielhaft versuchte, das Verhältnis zum ehemaligen Feind zu bessern, schlug mir vor, wenn ich das wünschte, sein Assistent zu sein.

Ich war unsicher, ob ich von irgendeinem Nutzen sein würde, aber auch sehr gespannt. Ich nehme an, dass „Grandpa“ sich erst mit Oma besprach, aber nach einem Tag oder so, hatte ich den Job. Wenn ich mich recht entsinne, hat das jedoch nicht lange angehalten. Ich hoffe aber, ich konnte eine Kleinigkeit für die deutsch-britische Annäherung tun. Er faszinierte mich, dieser einbeinige Ex-Flieger. Wie viele Spitfire hatte er von seiner ME 109 abgeschossen? Und welcher unserer Piloten hatte ihn erwischt?

Spielkameraden

Granny glaubte wahrscheinlich, dass ich Ansporn seitens einer Englisch sprechenden Person benötigte, daher hatte sie, die gute Kontakte unter den US-Streitkräften hatte, ein Treffen mit dem aus Philadelphia stammenden Henry Clark im Haus seiner Eltern arrangiert, das übrigens ganz offensichtlich bei Beginn der Besetzung beschlagnahmt worden war. An das Haus erinnere ich mich überhaupt nicht mehr, nur

an Henry Clark, der in meinem Alter war und mit dem ich mich ziemlich gut verstanden habe.

Henry hatte die wohl tollsten Spielzeuge, die ich je gesehen hatte und er trug einen Bürstenhaarschnitt. Ich hatte mich tatsächlich den Amis angeschlossen; vielleicht würden sie mich adoptieren und ich könnte US-Amerikaner werden – aber das habe ich wahrscheinlich nicht wirklich geglaubt. Sicher ist, dass ich gerne mit Henry zusammen war. Bei einem unserer Abenteuer machten Henry und ich uns auf den Weg in die Wälder nahe Neckargemünd, die wir erkunden wollten. Ich wette, ich musste Granny überzeugen, mich gehen zu lassen, und ja, in der Tat gab es Grund dazu, sich Sorgen zu machen, denn wir verirrt uns.

Der Nachmittag zog sich hin, die Sonne ging unter und es wurde Abend. Wir beide waren besorgt, da wir keine Ahnung hatten, wo wir waren. Den Fluss hatten wir weit hinter uns gelassen und wir befanden uns irgendwo tief in den Wäldern, wo wir das Hinterland durchkämmten. Wie sollten wir den Weg zurück finden? Inzwischen waren wir weit weg von Heidelberg. Granny muss sich große Sorgen gemacht haben, ebenso Henrys Eltern.

Nun, kann sein, dass mich die Pfandfinder nicht mehr haben wollten, weil ich als 7-Jähriger auf dem Rasen Ketten aus Gänseblümchen bildete. Jetzt kamen aber meine natürlichen Führungsqualitäten und meine Fähigkeit, gute Entscheidungen zu treffen, zum Vorschein. Das unter uns: Ich wäre sehr erfolgreich gewesen in der Hitlerjugend. Warum?

Ich hatte eine Spürnase, buchstäblich. Denn ich roch aus der Ferne den Duft von Schokolade! Das bedeutete, dass es dort jemanden geben musste, der zur Hilfe eilen konnte. Henry, der, wie ich annehme, einen solchen Geruchssinn nicht hatte wie dieser Pirat/Cowboy/US-Marinesoldat, der ich war, hielt von meinem Vorschlag nicht viel, da er aber nichts mehr zu verlieren hatte, folgte er mir tapfer durch den Wald hinunter, während ich immer mehr den Geruch von Schokolade aufnahm.

Und siehe da! Eine Schokoladenfabrik in der Nähe des Flusses! Ich hatte mich nicht geirrt, wir waren gerettet, das aber auf der falschen Seite des Neckars. Wir mussten 2–3 Kilometer am Fluss entlanglaufen, bis wir auf eine Brücke stießen, die wir überqueren und zu den Straßenbahnen gelangen konnten, die uns nach Hause bringen würden. Die Zeit verging. Die Großeltern mussten sich in der Zwischenzeit die Haare über mein Ausbleiben gerauft haben, und wahrscheinlich wünschten sie sich, mich niemals gefragt zu haben, meine Ferien bei ihnen zu verbringen. „Wie soll ich dir das sagen, Herta, mein Kind, wir haben deinen Sohn verloren?!“ Granny hatte sich sicher schon im Kopf passende Worte zurechtgelegt.

Wir überquerten die Brücke, rannten auf die andere Seite, wo Autos zu sehen waren, die zurück in die Stadt fuhren. Wir rannten so schnell, wie unsere müden Beine es uns erlaubten, zurück nach Heidelberg. Henry erklärte mir, dass er einen Pass hatte, um in eines der vorbeifahrenden US-Omnibuse zu steigen. Ich hoffte natürlich, dass man mich mitfahren lassen würde. Aber ach, die Antwort war: nein. Henry zeigte seinen Ausweis und sprang rasch auf. Ich war nun mal kein US-Amerikaner und durfte daher auch nicht mitfahren. Ich blieb zurück und musste den Weg zu Fuß gehen. Geld für die Straßenbahn hatte ich auch nicht.

Während die Tür des Omnibusses geschlossen wurde, rief ich Henry zu, er solle Großmutter sagen, dass es mir gut ginge und dass ich bald zurück sei. Ich kämpfte mich durch, fürchtete mich aber, wie sie reagieren würden.

Zu ihrer Erleichterung kam ich dann – Gott weiß mit wie viel Verspätung – zuhause an. Ärger gab es keinen, soweit ich mich erinnere. Die Großeltern waren froh, dass ich unverletzt war. Immerhin wurden weiterhin Angriffe der Werwolf-NS auf US-Kräfte gemeldet (und zwar, soweit ich weiß, in genau den Wäldern, in denen wir gespielt hatten). Ein englischer Pirat und ein Cowboy, was für eine Beute wären wir gewesen!

Eine weniger gefährliche Option war es, Henry ins Schwimmbad zu begleiten. Heidelberg, bekannt für sein Heilwasser in seinen Heilbädern, hatte ein wundervolles Schwimmbad, das aber nur das US-Personal nutzen durfte; Deutschen war der Zutritt verboten. Großmutter muss mit General Clark ein Arrangement getroffen haben, denn eines Morgens war es mir erlaubt, mit Henry schwimmen zu gehen. Ich hatte eine tolle Zeit und durfte zum ersten Mal in meinem Leben Hamburger essen und Cola trinken.

Als ich dann wieder nach Hause gehen sollte, war ich sehr traurig zu sehen, wie Großmutter, in ihrem schwarzen Kleid, das sie wie üblich trug, hinter dem hohen, das ganze Gebiet umgebenden Drahtzaun stand. Da es ihr nicht erlaubt war, diesseits des Zauns zu kommen, um mich abzuholen, musste sie draußen warten. Meine Erinnerung daran ist lebhaft, ich kann sie heute noch sehen, wie sie dort stand. Was Hitler getan hatte, wirkte immer noch nach – auch auf mich, den englischen Jungen.

Da war ich also, frei, genoss die Gastfreundschaft der US-Jungs, durfte schwimmen und hörte amerikanische Stimmen, während Großmutter, immer noch der Feind, draußen warten musste. Mir bot sich ein seltsames Bild, der sonst eher autoritären Großmutter war jetzt sogar verboten, mir ein Handtuch zu reichen; sie erschien mir gebrechlich.

Die deutsche Schuld

Eines der letzten Dinge während meines Besuchs 1953 an der Neuenheimer Landstraße, an die ich mich erinnere, ist die Ankunft eines Herrn Schmidt, wenn ich mich recht entsinne, ein Freund Walters, der ein Geschenk für mich mitgebracht hatte. Ein Buch, schon wieder. Wenn ich zurückschaue, ist es faszinierend, wie mir Menschen Bücher schenkten, als hätten sie gewusst, dass ich sie lieben würde – wie ich es heute tue. Das Buch war auf Englisch. Dieser Deutsche muss gemerkt haben, dass es für mich trotz meines jungen Alters wichtig war zu lesen. Das Buch war erst 1952 in England erschienen.

Herr Schmidt hatte das Buch vielleicht gelesen; vielleicht sprach er englisch. Ich weiß es nicht, ebenso wenig, ob Walter selbst das Buch gelesen hatte. Wenn ja, muss es ins Deutsche übersetzt worden sein. Ich wünschte, es wäre nicht übersetzt worden. Beide schienen sich geehrt (und das ist durchaus das rechte Wort) zu fühlen, dass mir dieses Geschenk gemacht wurde. Sie waren beide der Meinung, es handle sich um ein ausgezeichnetes Buch über den „Führer“, geschrieben von ei-

nem englischen Historiker. Eine sehr beeindruckende gebundene Ausgabe. In diesem Moment fühlte ich mich sehr erwachsen.

Die späteren Besuche in Heidelberg in den 50ern machten keinen besonderen Eindruck mehr auf mich. Großmutter starb ein Jahr nach meinem Besuch von 1953, der sich mir stark eingepägt hatte. Mutti kehrte pflichtbewusst zurück, um ihren Vati zu sehen, ich glaube sogar, bis ins Jahr, als er starb; das muss 1963 gewesen sein. Ich war inzwischen 21 und hatte ihn viele Jahre nicht mehr gesehen, seit der Kindheit. Ich weiß, dass Mutter ein Trost war für ihren Stiefvater, er freute sich stets über ihre Sommerbesuche in Heidelberg du Feine.

Eine letzte erwähnenswerte Sache. Mutti gab mir das Gefühl, dass sie, wenn sie Walter in Heidelberg besuchte, keine Frage stellen durfte über die Jahre zwischen 1933–1945. Keine Frage. Walter machte wohl genau das, was so viele Deutsche zu dieser Zeit machten, nämlich die NS-Gräueltaten zu leugnen. Kann aber auch sein, dass er sehr viel über diese tragischen Zeiten nachgedacht hatte und ihm nicht danach war, mit seiner Stieftochter Herta darüber zu sprechen, die diese besagten Jahre außerhalb Deutschlands gelebt hatte und vielleicht gar nicht verstand, welche Gedanken ihn quälten.

Ich stelle mir gerne vor, dass Walter Petters Karl Jaspers kurz nach dem Sturz des NS-Regimes an der Heidelberger Universität gehaltene Rede über die Frage nach der Deutschen Schuld gehört hat. Wenn er sie gehört hatte, hoffe ich, dass sich sein Gewissen geregt hat. Jaspers warnte seine Zuhörer davor, welche Gefahren das Schweigen barg: Selbst- und Realitätsverleugnung, falschen Stolz, die Unmöglichkeit, die im Dunkeln liegenden Geschehnisse aufzuklären, und damit einhergehend, würde ich sagen, den Verfall des Menschen überhaupt.

Aber ich will im Zweifel für den Angeklagten Walter sein. Er könnte auch einer dieser Deutschen gewesen sein, der hingesehen hat. Ist das nicht interessant? Auch wenn ich niemals eine Antwort auf diese Frage bekommen werde, würde ich doch gerne eines Tages wieder oben am Philosophenweg sitzen und über all das nachdenken.

Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Sean Arnold ist ein über England hinaus bekannter britischer Schauspieler. Seine markanteste Rolle war die des Chief-Inspectors Barney Crozier in der Kriminalserie „Jim Bergerac ermittelt“. Sean Arnold erinnert sich in dem vorstehenden Text an seine deutsch-jüdischen Wurzeln mütterlicherseits und an seine Besuche in Heidelberg in den Nachkriegsjahren.

Sean Arnold kennt seine eigene Familiengeschichte nur aus den Erzählungen seiner Mutter. Im Folgenden sollen ergänzende Informationen zur Herkunft und den Schicksalen der Familien Samuely, Oppenheimer und Petters mitgeteilt werden. Hauptquellen sind die Matrikel- und Adressbücher der Universität Heidelberg, die Adressbücher der Stadt Heidelberg sowie die Kataloge der Bibliotheken der Universitäten Heidelberg und Bern. Diese im Netz verfügbaren Angaben sind im Folgenden nicht im Einzelnen belegt. Insgesamt stellt sich heraus, dass die genannten Familien

viel enger mit Heidelberg verbunden sind, als es Sean Arnold bei der Abfassung seiner Geschichte bewusst war.

1. Die Samuelys

Adolf Samuely (1834–1881), Seans Urgroßvater, immatrikulierte sich am 25. April 1863 als Medizinstudent an der Universität Heidelberg. Als Geburtsort gab er Rozdol an, damals im zu Österreich gehörenden Galizien, heute Ukraine. Der Vater war 1863 Großhändler in Jägerndorf, Böhmen, heute Krnov, Tschechien. Die Religion war jüdisch. In den folgenden Semestern wird weiterhin Galizien als Herkunft angegeben, nur im Sommersemester 1865 heißt es „[Buda]pesth“. Es hat den Anschein, als handle es sich bei der Erzählung vom ungarischen Ursprung um eine Art Familienlegende; sicher zu klären ist das aber nicht.

Adolf studierte tatsächlich Jura und schloss sein Studium mit einer Promotion ab: „Das Princip der Ministerverantwortlichkeit in der constitutionellen Monarchie. Eine staatsrechtliche Abhandlung, Berlin: Springer, 1869, 127 S.“ Bald darauf erhielt er eine Professur in Bern. Anzunehmen ist, dass er sich zuvor hat evangelisch taufen lassen. Im Katalog der Universitätsbibliothek Bern sind weitere Schriften von ihm verzeichnet. Der spätere Berliner Internist Bernhard Naunyn, damals Kollege in Bern, erinnert sich:

„Dazu [zum Freundeskreis] kam noch Prof. Samuely, ein Jurist, mit dem ich in intime und dauernde Freundschaft trat. Ein Österreicher, genauer ungarischer Jude. Ein gleichaltriger, warmherziger, lebensfroher, hochgebildeter Mann, dabei ein klarer, scharfer Verstand, seinen Kollegen als Kritiker gefürchtet. Er konnte im Scherz und Ernst, wo es angebracht war, eine Offenheit der Meinung und des Urteils zur Geltung bringen, die niederschmetternd wirkte.“¹

Am 14. Oktober 1877 heiratete Adolf Samuely Anna Oppenheimer, vermutlich in Heidelberg.² Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, bevor Adolf 1881 starb. Geburtsort ist jeweils Bern. Nach 1881 kehrte die vaterlos gewordene Familie nach Heidelberg zurück.

Paul Emil Samuely (1878–1919), Seans Großvater, immatrikulierte sich am 31. Oktober 1896 in Heidelberg als Jurastudent. Er wohnte bei seiner Mutter in der Märzgasse 1. 1909/10 heiratete er Sophie Tromm aus Leipzig und wohnte Blumenstraße 15. Dort wurden die beiden Töchter Irmgard (1910) und Herta Elisabeth Gudrun (1912) geboren. In dieser Zeit wurde er Vorstand der Süddeutschen Discontogesellschaft, deren Heidelberger Filiale in der Hauptstraße 92 lag. Kurz vor dem 1. Weltkrieg erwarb er die Villa Neuenheimer Landstraße 72, die seine Familie ab dem 1. April 1914 bewohnte. Am 1. Weltkrieg nahm Paul als Leutnant teil.³ 1919 starb er und hinterließ eine Witwe und zwei unmündige Töchter.

Franz Samuely (geb. 1879) war der jüngere der beiden Söhne, also Seans Onkel. Er immatrikulierte sich, von Genf kommend, am 21. Mai 1898 an der Medizinischen Fakultät Heidelberg. Er habilitierte sich in Freiburg als Biochemiker und wurde später Professor in Bern. Da seine Mutter 1939 nach Bern ausreiste, war er zu diesem Zeitpunkt wohl noch am Leben. Möglicherweise hatte auch er eine Familie gegründet.

2. Anna Oppenheimer

Zacharias Oppenheimer (1830–1904), Seans Ururgroßvater, war Medizinprofessor und niedergelassener Arzt in Heidelberg. Er stammte aus Michelfeld im Kraichgau. Als Medizinstudent hatte er sich 1849 an der badischen Revolution beteiligt, flüchtete für kurze Zeit in die Schweiz, um dann unbehelligt seinen beruflichen Weg zu gehen.⁴

Anna Oppenheimer (1858–1941) war die Erstgeborene ihres Vaters Zacharias; es folgten noch zwei Söhne. Sie heiratete 1877 Adolf Samuley und zog zu ihm nach Bern. Nach dem Tod ihres Mannes ging sie zurück nach Heidelberg und wohnte, auch über den Tod ihres Vaters Zacharias' hinaus, mit ihren beiden Söhnen im väterlichen Haus Märzgasse 1. Ab 1919 konnte sie das Haus nicht mehr halten und hatte wechselnde Adressen. Am 6. Juli 1939, also vergleichsweise spät, durfte sie nach Bern ausreisen, sicherlich zu ihrem zweiten Sohn Franz Samuely.⁵ Bemerkenswert ist, dass sie sogar Wertgegenstände mitnehmen durfte. Jedenfalls kam die Kopie eines Goethe-Portraits mit ihr in die Schweiz und hing 1970 bei Emma Oppenheimer in Mill Valley, Californien.⁶

3. Walter Petters

Nach dem Tod Paul Samuelys heiratete Sophie Samuely, geborene Tromm, wohl 1921 den Juristen Walter Petters (1888–1963). Jedenfalls steht sein Name 1922 im Adressbuch erstmals unter der Hausnummer Neuenheimer Landstraße 72. Walter war ein Sohn des aus Dessau stammenden Heidelberger Buchhändlers Otto Petters.⁷ Er begann sein Studium in Berlin und immatrikulierte sich am 13. Mai 1910 in Heidelberg. Sein Studium schloss er mit der Promotion ab: „Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung nach geltendem und zukünftigen Reichsstrafrecht, Inaugural-Dissertation, Heidelberg, Hörnig 1911, 113 S.“

Es war 1921 eine Selbstverständlichkeit, dass der Stiefvater die beiden Töchter aus der ersten Ehe seiner Frau adoptierte. Walter Petters Laufbahn im Justizdienst ist im Adressbuch ablesbar: 1921–1927 Staatsanwalt, 1928–1933 Amtsgerichtsrat, ab 1934 Landgerichtsrat. Parallel dazu arbeitete er auch wissenschaftlich und gab 1929 ein Lehrbuch zum Strafrecht heraus, das seither in zahlreichen Auflagen und Überarbeitungen bis über seinen Tod hinaus immer wieder neu erschien.⁸

Unmittelbar nach der Machtergreifung von 1933 bekam Petters' Karriere einen kurzen Knick. Aufgrund der Entlassungen aus politischen Gründen stand die Juristische Fakultät ohne ein ausreichendes Angebot an Lehrveranstaltungen da. Walter Petters wurde im April/Mai 1933 gebeten, eine strafrechtliche Übung anzubieten. Das Kultusministerium widersprach diesem Auftrag mit dem Verweis darauf, dass Walter Petters damals zwei halbjüdische Mädchen adoptiert hatte.⁹ Offensichtlich waren die Adoptionen von 1921 in völkisch-rassistischen Kreisen mit Empörung wahrgenommen worden, und irgendein NS-Anhänger wollte sich 1933 daran erinnern, auch wenn es noch keine gesetzliche Handhabe gab.

An den Erwägungen Sean Arnolds zu den Motiven seines Stiefgroßvaters, die beiden Töchter nach England zu bringen, ändert dieser Vorgang nichts. Er macht

nur deutlich, dass seine Sorgen um die Karriere unter dem neuen Regime nicht abstrakt, sondern sehr konkret waren. Erstaunlich bleibt unverändert, wie zielgerichtet er die beiden jungen Frauen in ein sicheres Ausland bringen ließ, bevor eine Gefahr für ihr Leben offensichtlich war.

Walter Petters' Laufbahn als Richter wurde 1933 nicht aufgehalten, möglicherweise weil die Töchter nicht mehr in Deutschland waren. Ab 1940 nennt ihn das Adressbuch „Landgerichtsrat i.R.“ oder „a.D.“, obwohl er noch nicht im Pensionsalter war. Sean Arnold vermutet ihn im Stab Hermann Görings. Eine Akte im Bundesarchiv verortet ihn im Reichsjustizministerium.¹⁰

4. Zum Text

Vermittelt hat uns diesen Text Kaltërina Latifi, die nach ihrem Studium in Heidelberg ihre wissenschaftliche Laufbahn in London fortsetzt. Zusammen mit Jakob Brüssermann, Heidelberg, hat sie den Text übersetzt und redaktionell betreut. Am Pfingstsonntag 2016 war Sean Arnold zu einer Lesung seiner Geschichte in Heidelberg. Leider fand sich dabei keine Gelegenheit, ihm die Häuser seiner Familiengeschichte zu zeigen oder sich über die teils ergänzenden, teils variierenden Rechercheergebnisse auszutauschen.

Anmerkungen

- 1 Bernhard Naunyn: *Erinnerungen, Gedanken und Meinungen*, Berlin, Heidelberg 1925, S. 231.
- 2 www.loebtree.com/oppsig.html (Aufruf 2016-02-22).
- 3 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, 456 E Personalakte; www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/ORYRHHQQFKBIF3JDOTTY6PJMFGF4C2JQ (Aufruf 2016-04-25).
- 4 Siehe Hans-Martin Mumm: „Freiheit ist das, was wir – nicht haben.“ Jüdinnen und Juden in der Revolution von 1848, in: Norbert Giovannini, Jo Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): *Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte*, Heidelberg 1992, S. 61–105, hier S. 95–97.
- 5 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten*, Heidelberg 2011, S. 369.
- 6 Josef Zander: Über ein Bildnis Goethes aus dem Besitz von Franz Karl Naegele, in: *Heidelberger Jahrbücher* 14, 1970, S. 134–143, hier S. 137.
- 7 Zu Otto Petters siehe Festgabe zum 50jährigen Bestehen des badisch-pfälzischen Buchhändler-Verbandes, Karlsruhe 1925, S. 115–118.
- 8 In der Universitätsbibliothek Heidelberg steht erst die dritte Auflage: *Praktische Strafprozeßfälle mit Lösungen*, (Strafrecht und Strafprozeß 2), 3. verm. u. verb. Aufl., Mannheim 1931, XVI.
- 9 Dorothee Mußnug: Die Juristische Fakultät, in: Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): *Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus*, Heidelberg 2006, S. 261–317, hier S. 267.
- 10 Barch, R 3001/70623, www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/IX7UH7TKBAYZQWZXJHUS2UNR2M6YM46X (Aufruf 2016-04-25).

